



Gotthard Strohmaier

## Versuchungen der Alten

Aus alchemistischen und medizinischen Dossiers

Die ältere Wissenschaftsgeschichte hat die schätzenswerte Eigenschaft, daß in ihr manche Phänomene, die heute zu schaffen machen, unverstellter und manchmal auch auf amüsantere Weise zutage treten und leichter zu untersuchen sind, trotz der oft lückenhaften Quellenlage oder der noch nicht abgeschlossenen Edition der vorhandenen Texte. Daß der Arzt dem Patienten immer Mut machen soll, auch wenn er sich selbst über den Ausgang der Krankheit nicht so ganz sicher ist, war eine Regel, die sich schon in der klassischen Antike durchzusetzen begann. Jedenfalls rügt Galen von Pergamon (129–210 n. Chr.) einen Kollegen, der auf die Klage eines Patienten, es gehe mit ihm zu Ende, mit einem klassischen Homerzitat antwortete: »Auch Patroklos mußte sterben, und war mehr wert als du.« (Ilias XXI,107) Der aufmunternden psychologischen Einwirkung stand in der Antike wie in allen vormodernen Gesellschaften allerdings der Umstand entgegen, daß der Heilkundige, durch keinen Titel und keine staatliche Approbation ausgewiesen, immer erst um seine gesellschaftliche Anerkennung ringen mußte. Eine zutreffende Diagnose, ob sie nun positiv oder negativ ausfiel, stärkte das Ansehen des Arztes bei den Laien. Das schuf wiederum ein Vertrauensverhältnis zu den Patienten, das für die weitere Behandlung wichtig war. Es erhöhte den Placeboeffekt der verschriebenen Medikamente und beförderte die Einhaltung der gegebenen Diätregeln, die in der Regel auch nach modernen Maßstäben vernünftig waren.

Im alten Rom war unter dem Einfluß der sogenannten pneumatischen Ärzteschule die Meinung verbreitet, daß man aus dem gefühlten Puls der Arterien, in denen der Lebensgeist des Pneumas rumort, alles über den Zustand des Körpers herauslesen könne. Galen, der dieser Schule nicht angehörte, hat den kleinen Kunstgriff nicht verschmäht, daß er sich durch andere Beobachtungen im Krankenzimmer kundig

machte, ehe er aus dem Puls den Fortgang einer fiebrigen Erkrankung vorhersagte. Diese Reklame war in den Kreisen der römischen Oberschicht, in denen sich der griechische Arzt bewegte, unbedingt nötig. In anderen Fällen wiederum stand die Pulsdiagnostik durchaus auf sicherem Boden. Galen fand bei einer vornehmen Römerin die Ursache von Abmagerung und Schlaflosigkeit heraus, indem er, während er ihr Handgelenk faßte, von einer eingeweihten Person scheinbar beiläufig Namen von Tänzern des Theaters erwähnen ließ. Ähnliche Geschichten wurden von mehreren berühmten Ärzten der Antike und des islamischen Mittelalters erzählt, hier ist sie glaubwürdig, weil von einem Happy-End und einer Heilung der unglücklichen Verliebtheit keine Rede ist.

Unter dem einfachen Volk und in der Anonymität des Marktplatzes trieben Scharlatane ihr Wesen, die nicht helfen, sondern nur Geld einnehmen wollten. Galen traf hier einmal einen, der an die verbreitete Vorstellung vom Zahnwurm anknüpfend, den aufgerissenen Mund eines Patienten ausräucherte. Dieser mußte vor dem beißenden Qualm die Augen schließen, was dem Betrüger Gelegenheit gab, kleine Würmer hineinzubringen, die er dann vor der gaffenden Menge herausholte. Galen konnte es erreichen, daß die Staatsgewalt einschritt.

Eine anderes Vorurteil, dem sich der Arzt zu fügen versucht war, betraf die Uroskopie, die Diagnose aus dem Urin, der ja in manchen Fällen tatsächlich krankhafte Veränderungen im Körper anzeigt. Die Extrapolation auf andere und möglichst alle Krankheiten war zunächst ein legitimes Programm ärztlicher Bemühung. Sie spielte eine besondere Rolle in der arabischen Medizin des Mittelalters, in der sich die griechische auf eine sehr direkte Weise fortsetzte. Hier hören wir von Ärzten, die alles aus dem Uringlas herauslesen konnten, weil im Wartezimmer, wo sich die Patienten ihre Leiden erzählten, Leute

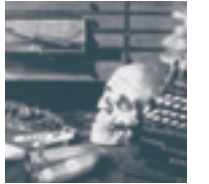
ihres Vertrauens saßen, die ihnen vor der Behandlung die nötigen Informationen zukommen ließen. Man mußte dabei vor niederträchtigen Zeitgenossen auf der Hut sein, die den Doktor mit gefärbtem Wasser oder Tierurin auf die Probe stellen wollten. Nicht umsonst verkündete Yuhanna ibn Masawaih, ein syrischer Leibarzt der Kalifen im neunten Jahrhundert, in einem seiner »Medizinischen Aphorismen«, daß man den Uringläsern mißtrauen und sich nicht scheuen sollte, den Kranken selbst nach seinen Beschwerden zu fragen.

Von dem großen Arzt Avicenna (gest. 1037) wird folgende Geschichte erzählt, die trotz ihres anekdotenhaften Charakters die psychotherapeutische Weisheit vermittelt, daß es unter Umständen geraten ist, zum Schein auf Wahnvorstellungen einzugehen. Am Hof des Emirs von Isfahan litt ein Angehöriger des Adels an der fixen Idee, eine Kuh zu sein, die geschlachtet werden müsse. Zur Behandlung erschien der Meister mit einem großen Messer, der Patient mußte und ließ sich ohne Widerstand fesseln. Dann aber erklärte Avicenna, daß die Kuh noch zu mager sei und erst gemästet werden müsse. Man löste die Fesseln, und dem offenbar depressiven Schizophrenen wurden leckere Speisen vorgesetzt, die er mit Eifer verschlang. Die verbesserte körperliche Verfassung wirkte sich auf seinen Gemütszustand aus, und in einem Monat soll er wieder gesund gewesen sein.

Aber der Arzt selbst konnte nicht nur mit gefärbtem Wasser und Tierurin getäuscht werden, sondern, was schlimmer war, auch durch eine schwindelhafte Literatur, die sich mit den Namen berühmter Autoritäten schmückte, während der Verfasser im Dunkel der Anonymität blieb. In den Zeiten der handschriftlichen Verbreitung prüfte kein Verleger die Manuskripte, und es gab in der Antike wie im islamischen und im europäischen Mittelalter ein akademisches Proletariat, das sich mit Abschreiben ernährte. Die Versuchung war groß, durch die Produktion von bibliophilen Raritäten das knappe Einkommen aufzubessern. Einen durchschlagenden Erfolg erzielte die Hippokrates zugeschriebene sogenannte »Todesprognostik«, auch »Elfenbeinkapsel« genannt, sogar noch eine niederdeutsche Übersetzung läßt sich nachweisen. Der Ursprung liegt wahrscheinlich im spätantiken Alexandrien, dem Sitz einer berühmten Philosophie- und Medizinschule. Die kleine Schrift besteht aus fünfundzwanzig Regeln, die in der Form den

echten hippokratischen »Aphorismen« nachempfunden sind und höchst unwahrscheinliche Kombinationen von Symptomen vorführen. So heißt es z. B.: »Wenn bei einem an Durchfall Leidenden hinter dem linken Ohr eine schwarze Pustel nach Art einer Wicke erscheint und er heftigen Durst verspürt, stirbt er am 21. Tag.« Der Urheber des makabren Unfugs konnte sicher sein, daß dies nie an der klinischen Realität zu überprüfen war. Trotzdem hat sie Avicenna ernst genommen und in einem Lehrgedicht bearbeitet. Typisch für diese Art von Literatur war eine vorausgeschickte Fundlegende, mit der begründet wurde, warum die angeblich so alte Schrift nicht schon längst im Umlauf war. Im geschilderten Fall lautete sie so, daß sie Hippokrates in einer elfenbeinernen Kapsel mit ins Grab nahm, aber der »Kaiser«, wer auch immer das war, ließ es öffnen und befahl die Veröffentlichung. In unseren Tagen ist einmal eine angesehene Zeitschrift auf gefälschte Hitlertagebücher hereingefallen, auch hier fehlte nicht die notwendige Fundlegende mit einem am Ende des Krieges über dem Erzgebirge abgestürzten Flugzeug.

Es hat keinen Zweck, wie es in der heutigen Forschung noch oft geschieht, in dieser Literatur nach einer anderen Tendenz zu suchen als der, nicht entlarvt zu werden, ging es doch, wie heute in der Kunstfälschung, um den schlichten Gelderwerb. Jedoch ist sie bedeutsam, wenn sie erfolgreich rezipiert worden war und damit etwas über die Erwartungshaltung der Leserschaft aussagt. Waren die Fälschungen zu dreist und zu ungeschickt gemacht, waren die Chancen des Überlebens geringer. Bei dem arabischen Geographen Yaqut (gest. 1229), der von Haus aus ein freigelassener griechischer Sklave war, findet sich ein Zitat aus einem »Buch des Reichthums«, angeblich von Hippokrates stammend, wo der Arzt erzählt, wie er mit Salz die verderblichen Dünste eines Meerungeheuers bekämpfte, dessen Kadaver die Wolken aufs Land geworfen hatten. Die Schrift muß verdientermaßen bald wieder untergegangen sein, denn es scheint sonst keine weiteren Zeugnisse zu geben. Sie war, wie der Titel andeutet, wahrscheinlich alchemistischen Inhalts. In der Alchemie war das Unwesen der Pseudepigraphie am meisten verbreitet. Jedoch lebte in ihr ein höchst moderner faustischer Drang, nicht nur zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, sondern sie auch zu verändern. Die Argumente, die seiner-





zeit gegen die Alchemie vorgebracht wurden, waren typisch scholastischer Natur. So heißt es bei Avicenna, daß die Werke Gottes, die er mit Hilfe der Natur vollbringt, wie z. B. die Entstehung der Metalle im Schoß der Berge, vom Menschen nicht auf künstlichem Wege nachgeahmt werden können, oder daß die Metalle verschiedenen Arten angehören und man sie darum ebensowenig ineinander umwandeln kann wie einen Hund in ein Pferd.

Es gab aber auch ethische Bedenken. Avicenna philosophischer Vorgänger al-Farabi (gest. 950) dachte an den Schaden, welcher der Wirtschaft eines Volkes erwächst, wenn jeder in seiner Küche das edle Metall nach Belieben herstellen kann. Nicht umsonst war im öffentlichen Bewußtsein sowohl im Islam wie in der Christenheit die Alchemie mit der Falschmünzerei auf eine Stufe gestellt. Darum hätten sich nach al-Farabis Meinung die alten Weisen, die das Geheimnis kannten, nur in unklaren Andeutungen ausgedrückt, und dies war in der Tat eine Eigenschaft der meist pseudonymen alchemistischen Literatur.

Dennoch siegte bei den Adepten immer wieder der Forscherdrang oder die Gier, das Machbare auch zu machen. Die Gesellschaft quittierte es mit Verachtung und erzählte grauenvolle Geschichten wie die, daß die Alchemisten sogar menschliche Augen und Gallenblasen in ihre Mixturen hineinrührten. Belegbar ist jedenfalls die Skrupellosigkeit der literarischen Fälscher, die ihre Elaborate berühmten griechischen und islamischen Autoritäten zuschrieben. In einem Falle wenigstens ist um das Jahr 900 in Bagdad der Name eines sonst unbekanntes Mannes denunziert worden, der auf diese Weise von den Adepten viel Geld einnahm. In dunkler Rätselrede, vagen Andeutungen und mit einer verwirrenden Fülle von Decknamen wird in dieser Literatur die Machbarkeit der Wundersubstanz des Elixiers behauptet, von der durch bloßes Aufstreuen einer geringen Menge ein unedles Metall in Gold oder Silber verwandelt werden könne. Das griechische Wort »xerion« bezeichnete ursprünglich nur ein beliebiges trockenes Pulver, mit dem davorgesetzten arabischen Artikel wurde es zu einem Schlüsselbegriff der Alchemisten. Auch die Fundlegenden fehlen in dieser Literatur nicht, bezeichnend für die Raffinesse der Verfasser ist auch die oft wiederholte Mahnung, das große Geheimnis nicht an Unwürdige zu verraten. In der Praxis gab es

neben den ernsthaft forschenden Adepten, für die diese Schriften bestimmt waren, auch die gewöhnlichen Betrüger, vor denen bei arabischen Autoren gewarnt wird. Manche produzierten eine kleine Menge echtes Gold, das sie zuvor in den Kohlen ihres Ofens versteckt hatten. Um aber mehr vom Elixier herstellen zu können, dessen Rezeptur sie angeblich kannten, brauchten sie einen Vorschuß, mit dem sie auf Nimmerwiedersehen verschwanden.

Bei allem gesunden Mißtrauen konnten die Herrscher dem Treiben der Alchemisten nicht gleichgültig gegenüberstehen. Denn wenn das große Werk wirklich gelingen sollte, mußte es möglichst staatliches Monopol bleiben und durfte nicht feindlichen Mächten zugänglich werden. Das Auftreten des Don Domenico Gaetano Conte di Ruggiero am preußischen Königshof unter Friedrich I., von Jochen Klepper in seinem Roman »Der Vater« anschaulich beschrieben, ist dafür nur ein europäisches Beispiel. Auch der Abbasidenkalif al-Mansur, der von 754 bis 775 regierte, ließ alchemistische Versuche anstellen. Angeregt wurde er dazu durch einen Vorfall auf höchster diplomatischer Ebene.

Der Bericht ist insofern ganz glaubwürdig, als das ahnungslose Opfer des alchemistischen Betrugers selbst berichtet. Von al-Mansur wurde der Gesandte Umara ibn Hamza nach Konstantinopel zum byzantinischen Kaiser geschickt. Aus chronologischen Gründen muß es Konstantin V., genannt Kopronymos (»der Scheißbeamte«) gewesen sein, der in der byzantinischen Geschichte einen üblen Ruf hat, weil er die heiligen Ikonen zerstören und ihre Anbeter verfolgen ließ. Aber er war in dem ständigen Grenzkrieg in Kleinasien immer wieder siegreich, und so gab es Anlaß zu Verhandlungen, z. B. über den Austausch von Gefangenen. Der Empfang war ähnlich pompös und ehrfurchtgebietend wie ihn zweihundert Jahre später der fränkische Gesandte Liutprand von Cremona beschrieben hat. In einer Halle, die Umara riesengroß vorkam, wurde er durch die mechanischen Spielwerke tanzender Schwerter und brüllender Löwen eingeschüchtert, und plötzlich hüllten ihn nacheinander eine grüne und eine rote Wolke ein. Als sich der Qualm verzogen hatte und er bis zu dem Kaiser vorgedrungen war, konnte er das Schreiben des Kalifen überreichen. Auf die Antwort mußte er längere Zeit warten, er wurde standesgemäß untergebracht und an der kaiserlichen Tafel bewirtet; Umara berichtet sogar etwas von den launigen

Gesprächen, die dabei geführt wurden. Es entwickelte sich ein geradezu freundschaftliches Verhältnis. Eines Tages lud ihn Konstantin ein, die Magazine zu besichtigen. In einem der Räume waren Säcke bis an die Decke gestapelt, und Umara wurde aufgefordert, auf irgendeinen zu zeigen, was er auch tat. Der Sack wurde hervorgezogen, und von dem Inhalt, einem weißen Pulver, eine kleine Menge entnommen. In einem anderen Raum wiederholte sich der Vorgang, und die Probe bestand hier in einem roten Pulver. Dann ging man in ein Laboratorium. Erst wurden Bleistücke in einen tragbaren Ofen getan, wie ihn die Alchemisten zu verwenden pflegten, dann wurde ein wenig von dem weißen Pulver auf die Schmelze gestreut. Heraus kam schließlich echtes Silber. Dasselbe wiederholte man mit Kupferstücken, die mit dem roten Pulver behandelt wurden. Das Ergebnis war in den Worten Umaras »rotes Gold«. Die Farbe rührte wahrscheinlich von der Kupferhaut her, mit der die echten Goldstücke überzogen waren. Der Kaiser knüpfte an die Vorführung die Bemerkung, das seien nun seine Ressourcen, um Männer und Pferde beschaffen zu können. Zu Hause angekommen, berichtete Umara dem Kalifen mit allen Einzelheiten, und al-Mansur zog die Konsequenzen und verschwendete seine Mittel für eine sinnlose Nachrüstung.

Literatur:  
Galen: On Prognosis. Edition, Translation and Commentary by Vivian Nutton, Berlin 1979 (Corpus Medicorum Graecorum V 8,1)  
Ilberg, Johannes: Aus Galens Praxis, Ein Kulturbild aus der römischen Kaiserzeit, in: H. Flashar (Hrsg.), Antike Medizin, (Wege der Forschung 221), Darmstadt 1971, S. 361–416  
Strohmaier, Gotthard: Von Demokrit bis Dante, Die Bewahrung antiken Erbes in der arabischen Kultur, (Olms Studien 43), Hildesheim 1996  
Strohmaier, Gotthard: Avicenna, in: Reihe »Denker«, hrsg. v. O. Höffe, München 1999

